

Männer gerade, und er war einfach gut ...«

Sie brach ab. Jetzt hatte sie vielleicht doch das Geheimnis von Erwins Erfolg verraten. »Kurz und gut, wenn Sie so fragen, es gibt nicht wenige Menschen, die zu einer ...«, sie machte eine Betonungspause, »die ein Motiv für eine ›Beziehungstat‹ haben könnten. Aber sollte man sich nicht erst einmal den Tatort anschauen und die Leiche abholen? Und vielleicht könnte man auch nach Erwins Frau suchen.«

Der Oberkommissar nickt. Natürlich, das habe er auch vor. Er wisse schon, was zu tun sei. Habe das Opfer, also der Erwin Konrad, gesagt, wo seine Frau sei? Sie hätten sich ja gewiss nicht verabredet, wenn seine Lebenspartnerin in der Wohnung gewesen wäre, nicht wahr.

»Sie wollte gestern Abend zu einer Freundin oder Verwandten nach Görlitz fahren, hat er gesagt. Dann hätten wir heute sturmfreie Bude.«

Der Kriminalist vermerkt auch das auf dem Blatt. Dann ist er fertig. Ihre Personalien habe er ja notiert, er wisse, wo er sie erreiche. Vermutlich werde er im Laufe der Ermittlungen ohnehin ins Grenzlandtheater kommen. »In dieses Sündenbabel.«

Er lacht unsicher und erhebt sich. »Ich bringe Sie noch nach unten.«

Keine Stunde später beugt sich Oberkommissar Tuchowski über die Leiche. Das Gesicht sieht wahrlich nicht gut aus. Ob jedoch die Schläge mit Beil oder der Strick an seinem Hals zum Tode geführt haben, ist auf den ersten Blick nicht festzustellen. Das sollen sie in der Pathologie im Stadtkrankenhaus untersuchen. Er hat kurz zuvor dort angerufen und darum gebeten, ein Auto zu schicken, um den Leichnam abzuholen. Sofern sie genügend »Treibstoff« für ihren Holzgasgenerator haben, wird der Wagen bald eintreffen.

Tuchowski umrundet das Ehebett. Es ist zerwühlt. Nicht nur auf der Seite, wo der Tote liegt. Er wirft das Federbett zurück. Das Laken weist reichlich Flecken auf, deren Ursprung unzweideutig ist. Auch Blutspuren sind dabei. Der Oberkommissar lässt angewidert die Zudecke fallen.

Die Lage ist überschaubar. Dort liegt die Leiche, da die Tatwaffe. Nichts deutet auf einen Kampf. Die Wohnungstür weist keine Einbruchsspuren auf. Der Täter oder die Täterin muss in der Wohnung gewesen sein. Allerdings irritiert Tuchowski die Tatsache, dass das Gewaltverbrechen mit Gewalt verübt worden ist. Seit seiner Ausbildung zu Beginn der dreißiger Jahre hat er schon viele Leichen gesehen – Frauen, Männer, Kinder. Doch Mörderinnen, ohnehin eine verschwindende Minderheit, haben ihr Opfer nie derart zugerichtet. Frauen massakrieren nicht, sie nutzen subtile Methoden. - Tabletten, Gift, auch mal eine Schusswaffe. Und ein so stark zertrümmerter Schädel ist ihm noch nie vor Augen gekommen. Vielleicht hat hier ein Mann Hand angelegt? Ein Gehörnter, der seine Frau in flagranti mit dem Nebenbuhler erwischt haben könnte. Wo

aber ist dann die Frau, die im Bett lag? Hat er sie mitgenommen? Ging das alles ohne Geräusch und Geschrei ab?

Er wird nachfragen, ob die Nachbarn etwas gehört oder gesehen haben.

Oberkommissar Tuchowski geht durch alle Räume. Aufmerksam mustert er jedes Zimmer. Nichts Auffälliges. Die Wohnung wirkt aufgeräumt. Im Wohnzimmer lässt er sich in einen schweren Sessel fallen. Ah, Friedensware, geht es ihm durch den Kopf. Er schickt seine Augen auf Wanderschaft. Vertiko mit tickender Buffetuhr, geschwungen das Holz, das Schlagwerk nicht aufgezogen. Die Glockenschläge, die dieser Zeitmesser stündlich erzeugt, sind martialisch. Er kennt das, er hat selbst eine zu Hause. Und steckt den Schlüssel zum Aufziehen nur in das eine Loch. Das zweite meidet er. Tuchowski grinst. Es geht den Menschen wie den Leuten.

Sein Blick wandert zum kreisrunden Couchtisch. Ein weißes Tuch mit Lochstickerei bedeckt die Platte, in der Mitte eine Kristallschale. In der Schale liegt etwas. Er erhebt sich und fischt das Papier aus der Schüssel. Tuchowski faltet das Blatt auseinander. Es steht nur eine Görlitzer Adresse darauf. Wer ist diese Frau, deren Anschrift hier vermerkt wurde, in welchem Verhältnis steht sie zum Opfer und dessen Frau? Der Oberkommissar versenkt das Blatt in der Brusttasche seines Mantels, den er nicht abgelegt hat. Es ist hundekalt in der Wohnung. Die Kachelöfen in Wohn- und Schlafzimmer waren seit mindestens 24 Stunden nicht geheizt, wie er beim Handauflegen feststellt. Sie erklären aber auch das Beil, das heutzutage zur Wohnungsausstattung gehört. Damit besorgt man sich Heizmaterial.

Tuchowski ist überzeugt, alles gesehen zu haben. Bis der Krankenwagen eintrifft, kann er ja noch die Nachbarn befragen, sagt er sich.

Inzwischen ist auch der Strom wieder da. Das Flurlicht geht plötzlich an, ohne dass er den Schalter berührt hat. Die Glühbirne an der Decke muss bei der Stromsperre erloschen sein. So vernimmt er denn im Innern der Nachbarwohnung das Schrillen einer Klingel, als er auf den Knopf drückt. Drinnen hört er schlurfende Schritte, im Schloss dreht sich vernehmbar ein Schlüssel, dann öffnet sich die Tür ein wenig.

»Ja bitte?« Eine grauhaarige Frau mit spitzer Nase und eingefallenen Wangen lugt durch den Spalt. Über ihrer Schulter trägt sie eine Wolldecke. Augenscheinlich ist es in ihrer Wohnung so kalt wie nebenan.

»Kriminalpolizei«, hebt Tuchowski an, doch die alte Dame fällt ihm sofort ins Wort.

»Können Sie sich ausweisen?«

»Selbstverständlich«, sagt der Oberkommissar und kramt eine grüne Klappkarte aus seiner Brusttasche und mit ihr das gefaltete Blatt, das er aus der Kristallschale gefischt hat. Inzwischen hat die Dame die Tür um ein paar Zentimeter geöffnet.

Tuchowski hält ihr das Dokument vor die Nase, damit sie es studieren kann. Links das Passbild mit Personalangaben und Dienstsiegel, rechts das Ganze in kyrillischen Lettern, versehen mit dem roten Stempel der sowjetischen Militäradministration.



Zweisprachiger Dienstausweis eines Volkspolizisten, ausgestellt vom Leiter des Kreispolizeiamtes Hoyerswerda am 25. August 1947

Die Frau lässt sich Zeit. Tuchowski ist geduldig. Erst als sie das Studium beendet hat, erkundigt er sich, ob sie gestern oder heute etwas Auffälliges gehört habe.

»Warum?«, fragt sie. »Und was soll ich gehört haben?« Sie rückt die Decke auf der Schulter zurecht und schaut den Kriminalisten von unten neugierig an.

»Nun«, sagt Tuchowski, »Ihrem Nachbarn geht es nicht so gut.« Er räuspert sich, weil er diesen Satz selber dämlich findet. »Er ist tot. Wir gehen von einem Gewaltverbrechen aus. Darauf zielt meine Frage, ob Sie etwas gehört haben.«

Die Grauhaarige verzieht keine Miene. Tod und Vergehen gehören auch bei ihr seit Jahren zum Alltag.

»Wie?«

»Erschlagen mit einem Beil. Deshalb denke ich, dass Sie Geräusche gehört haben könnten. Diskussionen oder Schreie, vielleicht haben Sie auch jemanden aus der Wohnung kommen sehen?«

»Wann?«

»Heute in der Früh oder vormittags. Wir vermuten«, Tuchowski korrigiert sich, »ich vermute, dass es in der Nacht oder auch am Morgen passiert sein könnte.«

»Nein, ich habe nichts gehört und auch nichts gesehen.«

»Hing bei Konrads der Haussegen schief?«

Die Nachbarin macht eine wegwerfende Bewegung.

»Heißt das ja oder nein?«

Sie wiederholt die Geste und sagt: »Weibergeschichten.« Sie spricht das Wort so aus, dass Tuchowski die Tiefe der Verachtung spürt, die die Frau gegenüber ihrem nunmehr dahingegangenen Nachbarn empfindet.

»Weibergeschichten?«

Plötzlich bricht es aus der alten Dame heraus. Dass oft fremde Frauen zu diesem geilen Bock gekommen seien. Sie gebraucht tatsächlich diese Formulierung, die

seinerzeit noch mit dem Reichspropagandaminister verbunden war. Goebbels hatte oft die Ufa-Studios besucht und immer wieder gutaussehende Nachwuchssternchen abgeschleppt. Dafür nannte man ihn den »Bock von Babelsberg«. (Seines Problems war er sich durchaus bewusst. »Mein Eros ist krank«, schrieb er in sein Tagebuch. »Jedes Weib reizt mich bis aufs Blut. Wie ein hungriger Wolf rase ich umher.«)

»Die arme Frau Konrad ...«

»War sie etwa dabei?«

»Natürlich nicht. Immer wenn sie nicht daheim war, trieb er es im Ehebett mit einer anderen.«

»Auch mit der hier?« Oberkommissar Tuchowski faltet das Blatt auseinander und hält es der Frau vors Gesicht.

Sie liest den Namen und schüttelt energisch den Kopf. »Nein, das ist ihre Schwester. Bei der lebt auch Konrads Tochter.«

»Sie haben eine Tochter?«

»Ja, aber die Karin hat sie schon beizeiten nach Görlitz gegeben. Die Kleine wird in diesem Jahr wohl schon konfirmiert.«

»Und warum?«

»Warum sie bei ihrer Tante und nicht bei der Mutter aufwuchs? Weiß ich nicht, darüber hat sie nie mit mir gesprochen. Sie war immer ein wenig wunderlich. Wenn er sie mal wieder grün und blau geschlagen hatte und sie heulend zu mir kam, habe ich immer gesagt: Mädchen, schmeiß ihn raus oder geh – lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Was man halt so sagt, wenn man sieht, wie jemand in sein Unglück rennt. Es war allenfalls halbherzig, die Tochter in Sicherheit zu bringen. Dieser Mann tat ihr nicht gut. Sie hätte sich ebenfalls in Sicherheit bringen müssen, kam aber nicht los von ihm ... Die zweite Schwangerschaft ließ sie von einer Engelmacherin beenden. Wäre das rausgekommen, hätte man beide ins Lager gesteckt.« Sie verstummt, es arbeitet hinter ihrer faltigen Stirn, die von Altersflecken übersät ist.

Tuchowski hakt nach. »Das also ist die Adresse ihrer Schwester. Könnte sie auch jetzt dort sein?«

»Ganz bestimmt«, sagt die Grauhaarige. »Ich wüsste nicht, wohin sie sonst gehen könnte. Sie hat keine anderen Verwandten. Die sind alle tot und im Krieg geblieben. Die ältere Schwester ist die einzige, die noch lebt.« Sie hat gestern auch nach Görlitz fahren wollen, habe sie ihr vor ein paar Tagen gesagt.



Das Grenzlandtheater in Zittau, ein Nazibau aus den dreißiger Jahren. In der DDR erhielt das Theater den Namen Gerhart Hauptmann. Und so heißt es noch immer

Oberkommissar Tuchowski dankt und lässt den Zettel und seinen grünen Dienstaussweis wieder im Mantel verschwinden. Für ihn erübrigt sich die Befragung von weiteren Hausbewohnern. Die werden nicht mehr bemerkt haben als die Nachbarin, zudem ist für ihn die Sache ohnehin klar.

Unten am Hauseingang rumpeln die Männer vom Krankenhaus mit der Trage.

Viola Schmidtke ist unterwegs zur Abendvorstellung. Das Zittauer Haus ist eines von zwei Dutzend sogenannten Grenzlandtheatern, die die Nazis in den dreißiger Jahren eingerichtet hatten. Sie waren zielgerichtet und absichtsvoll in der Nähe der Reichsgrenze neu errichtet oder als bestehende Theater zu solchen ernannt worden. Eine Propaganda-Maßnahme, um den angrenzenden Staaten die deutsche Leitkultur zu demonstrieren und zu beweisen, wie sehr sich der Führer um die Kultur auch in den entlegenen Gebieten kümmere. Das Theater in Zittau war vom Architekten Hermann Alker entworfen und 1936 mit Webers »Freischütz« eröffnet worden. Im Jahr darauf wurde Alker von Hitler zum »Stadtbaurat mit besonderen Aufgaben« in München ernannt und mit der Leitung der »Sonderbaubehörde Ausbau der Hauptstadt der Bewegung« betraut.

Das Zittauer Theater kann unschwer seinen Schöpfer und die Zeit verleugnen, in der es entstand: ein wuchtiger Kasten mit langen, schmalen Fenstern, die wie Schießscharten wirken, mit einer breiten Treppe, auf der man gleichsam zur Hochkultur emporsteigt, und den typischen Vorbauten mit quadratischen Säulen, die das Erhabene unterstreichen und das Gebäude zum Musentempel machen sollten. Acht Jahre lief der Theaterbetrieb, dann wurde das Haus geschlossen. Nun spielt es wieder als Stadttheater Zittau. Die Besatzungsmacht setzt auf Kultur und Kunst, um den Ungeist der Nazizeit zu vertreiben.